

(Nachdruck verboten.)

281

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther war viel kräftiger und konnte sich schon allein anfleiden. Die Schwester, die ihr behilflich war, sagte: „Ach, Sie sind ja wieder vollkommen bei Kräften, Sie hätten schon vor zwei Tagen gehen können.“

„Schlimmer als Tiere seid Ihr!“ murmelte Esther leise. Dann wandte sie sich zu der Oberin und sagte:

„Sie haben mir versprochen, mir eine Stelle als Amme zu besorgen!“

„Zawohl, ich weiß es. Aber die Dame, der ich Sie empfehlen wollte, schrieb mir heute früh, daß sie schon eine andre Amme engagiert habe.“

„Aber könnten Sie mir nicht eine Stelle als Amme besorgen,“ rief die andre Frau, „dann brauchte ich doch nicht ins Armenhaus zu gehen.“

„Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht,“ sagte die Oberin; „was soll ich denn mit Euch allen anfangen? Mindestens einen Monat wollt Ihr alle im Hospital bleiben, wollt das beste Essen und Trinken haben, und schließlich wollt Ihr alle noch Ammenstellen mit einem Pfund pro Woche haben.“

„Aber Sie wissen doch,“ sagte Esther empört, „daß ich meiner Schwester niemals die zwei Pfund gegeben haben würde, wenn Sie mir nicht eine Stelle versprochen hätten!“

„Es thut mir leid,“ sagte die Oberin, „daß ich Sie fortschicken muß, ich hätte Sie gern noch hier behalten; aber was soll ich machen? Wir sind eben überfüllt! Was die Stelle anbelangt, so werde ich thun, was ich kann. Es ist wahr, die Stelle, die ich für Sie im Auge hatte, ist schon vergeben, aber es finden sich ja wieder neue, und Sie sollen die erste haben, von der ich höre. Lassen Sie mir nur Ihre Adresse zurück. Sie können sich darauf verlassen, daß ich Sie nicht länger warten lasse als nötig. Sie sind noch sehr schwach, das kann ich sehen. Soll eine von den Wärterinnen mit Ihnen gehen, bis zu Ihrem Logis? Das wäre vielleicht gut. Sie könnten sonst fallen und dem Baby einen Schaden thun. Es ist ein prachtvoller Junge!“

„Ja, er ist prachtvoll,“ sagte Esther, „es wird mir das Herz brechen, mich von ihm zu trennen.“

Eine Schwester reichete Esther den Arm, um sie zu stützen, und führte sie die steinerne Treppe hinab. Draußen vor dem Hospital standen schon acht oder neun arme Mädchen, ihre Kinder im Arm. Sie standen da an die Säulen gelehnt oder hielten sich an dem eisernen Gitter fest. Ein scharfer Wind pffif durch die Straßen, und es wurde ihnen schwer, ihre Hüte auf dem Kopfe zu behalten. Sie waren alle sehr armselig gekleidet und sahen aus wie halbtote Fliegen, die an einem kalten Oktobernachmittag herumzukriechen versuchen. „Das ist das schlimmste,“ sagte eine Frau, die neben Esther stand, „aus den warmen Zimmern in den kalten Wind hinauszukommen. Ich bin noch so schwach, daß ich kaum mein Baby tragen kann. Ich weiß gar nicht, wie ich bis zum Edgware Road hinkriechen werde. Dort muß ich den Omnibus nehmen; gehen Sie auch nach der Richtung?“

„Nein,“ sagte Esther, „ich wohne ganz nahebei, ich habe nur um die Ecke zu gehen.“

XVIII.

Ihr Haar hing lose und verwirrt um ihr Gesicht herum, ihre Finger und Hände waren mager und durchsichtig, das Fleisch auf ihren Wangen welk und schlaff, und unter ihren Augen lagen tiefe blaue Ringe. Das Nahren ihres Kindes schien ihre ganzen Kräfte in Anspruch zu nehmen, und ihre nervöse Niedergeklagenheit wuchs von Tag zu Tag. Sie war zu müde und matt, um über die Zukunft nachzudenken, und eine ganze Woche lang vegetierte sie so dahin, ohne überhaupt nachdenken zu können. Mrs. Jones war sehr freundlich zu ihr und rechnete ihr nur zehn Schilling pro Woche für Zimmer und Pension, aber immerhin war das sehr viel, da ihr ganzes Kapital nur aus zwei Pfund fünf Schilling bestand. Diese kleine Summe war die einzige Mauer, die sie noch vom Armenhause trennte, und abschreckend fast drängte

sich dies Bewußtsein ihr auf, als sie Mrs. Jones für die erste Woche bezahlte. Nun waren zehn Schilling von ihrem kleinen Vermögen fort, nur ein Pfund fünfzehn Schilling blieben ihr, und noch war sie so schwach, daß sie nur mit großer Mühe die Treppe hinauf- und hinabklettern konnte. Aber sie mußte wohl, und wäre sie auch noch einmal so schwach gewesen, hätte sie auf Händen und Füßen die Straße hinabkriechen müssen — es blieb ihr doch nichts andres übrig, als nach dem Hospital zu gehen und die Oberin anzusehen, ihr eine Stelle als Amme zu verschaffen.

Es regnete in Strömen, und Mrs. Jones sagte, es sei Wahnsinn von ihr, in solchem Wetter auszugehen. Sie aber wußte, daß sie gehen mußte, und obwohl die Entfernung kaum mehr als ein paar hundert Meter betrug, hatte sie mehr als einmal das Gefühl, sich am Wege hinzulegen und zu sterben. Im Hospital erwarteten sie nur Enttäuschungen. Warum war sie gestern nicht gekommen? fragte man. Gestern waren zwei Damen dagewesen, vornehme Damen, und hatten zwei Ammen gleich mitgenommen. Es konnte lange dauern, bevor sich eine solche Chance wieder bot!

Lange? dachte Esther bei sich, wenn es lange dauert, so muß ich so wie so ins Armenhaus gehen!

Sie erinnerte die Oberin noch einmal an ihr Versprechen und wandte nach Hause zurück, wo sie mehr tot als lebendig ankam. Mrs. Jones war wie immer freundlich; sie war ihr beim Auskleiden behilflich und sprach ihr Mut zu. Esther aber sah sie mit einem hoffnungslos traurigen Blick an, setzte sich auf ihr Bett und legte ihr Kind an die Brust, um es zu stillen.

Eine zweite Woche verging. Tag für Tag war Esther im Hospital gewesen, aber niemand hatte nach einer Amme gefragt. Sie hatte jetzt nicht mehr als ein paar Schilling übrig und versuchte sich schon in den Gedanken hineinzuleben, daß es am Ende gar nicht so schlimm wäre, eine Zuflucht im Armenhause zu suchen. Ihre ganze Natur empörte sich zwar dagegen. Aber sie mußte das thun, was für das Kind am besten war. Mitunter fragte sie sich in stiller Verzweiflung, wie das wohl enden sollte? Und je mehr sie nachdachte, um so schwärzer, um so unmöglicher sah sie die Zukunft vor sich daliegen. Eines Tages saß sie auch wieder da, in ihre unglückseligen Gedanken vertieft, als sie Schritte die Treppe herankommen hörte. Es war Mrs. Jones; sie kam, Esther mitzuteilen, daß eine Dame vom Hospital geschickt worden sei, die eine Amme suche.

Die Dame trug ein wundervolles braunseidenes Kleid und sah sich mit entsetzten Blicken in dem ärmlichen Zimmer um, in welchem das Fenster vor Schmutz starre und die Tapete in langen Fetzen von der Wand herunterhing. Esther hatte auf der Bettkante geessen; sie erhob sich und betrachtete die vornehme Dame mit verwunderten Blicken. Es war eine mittelgroße, hagere Frau mit schmaler Stirn, scharfen Zügen, scharfen Augen und einer unangenehmen Stimme.

„Sie sind die Person, die eine Stelle als Amme sucht?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Sind Sie verheiratet?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Ist dies Ihr erstes Kind?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Ah, das ist schade; aber schließlich — es schadet nichts — wenn Sie und Ihr Kind nur gesund sind. Zeigen Sie es mir doch!“

„Es schläft jetzt, gnädige Frau,“ sagte Esther und hob die Bettdecke empor, „aber ein gesünderes Kind hat es wohl noch nie gegeben.“

„Ja, es sieht prächtig und gesund aus; haben Sie viel Nahrung?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Also fünfzehn Schilling die Woche, paßt Ihnen das?“

„Ich hatte auf ein Pfund die Woche gerechnet!“

„Bei einem ersten Kinde? Nein, da sind fünfzehn Schilling genug. Natürlich kann ich Sie nur engagieren unter der Bedingung, daß der Arzt mit Ihnen zufrieden ist; ich werde ihn ersuchen, hier vorzusprechen und Sie anzusehen.“

„Schön, gnädige Frau, ich nehme die Stelle an.“

„Also abgemacht; können Sie sogleich kommen?“

„Ich muß doch erst eine Untertunft für mein Kind suchen, gnädige Frau.“

„Ja, aber mein Kind wartet.“
 „Das thut mir sehr leid, gnädige Frau, aber ich kann doch das meine nicht auf der Straße liegen lassen.“
 Das Gesicht der Dame bewölkte sich ein wenig; dann sagte sie:

„Natürlich müssen Sie Ihr Kind erst unterbringen, und ich hoffe, Sie werden eine gute Unterkunft finden. Sagen Sie der Frau, der Sie es in Pflege geben, daß ich es alle drei Wochen zu sehen wünsche. Das wird nötig sein,“ fügte sie leise hinzu, „denn zwei sind schon gestorben.“

Esther war ganz glücklich, die Stelle bekommen zu haben, und begann sofort darüber nachzudenken, wem sie wohl ihr Kind am besten anvertrauen könnte.

„Hier ist meine Karte,“ sagte die Dame; „Mrs. Rivers, Curzon Street, Mayfair. Ich werde Sie also morgen nachmittag bei mir erwarten; das heißt, wenn der Doktor Sie empfiehlt. Hier haben Sie anderthalb Schilling für Ihre Drofschke.“

„Danke, gnädige Frau.“

„Ich werde Sie also um vier Uhr erwarten, aber kommen Sie ja nicht später, denn mein Kind wartet.“

Als Mrs. Rivers fort war, begann Esther mit Mrs. Jones zu beraten. Zu wem sollte sie ihr Kind bringen? Es war jetzt zwei Uhr. Das Kind schlief fest und würde während der nächsten drei oder vier Stunden nichts verlangen. So legte denn Esther Hut und Mantel an und wollte sich sofort auf den Weg machen.

Mrs. Jones gab ihr die Adresse einer anständigen Frau, welche häufig Kinder in Pflege nahm. Esther suchte sie auf, aber die Frau hatte eben Zwillinge in Pflege und weigerte sich, noch ein drittes Kind anzunehmen. Noch mehr als einen vergeblichen Versuch machte Esther. Endlich kam sie nach Wandsworth und hier in eine kleine, armjelige Straße, vielmehr Sadgasse, hinein, mit nur vier Häuschen und einem Kohlenhölpner darin. Vor dem Hause stand ein halb demolierter hölzerner Zaun, der die paar Stufen, die in das Souterrain hinabführten, umrahmte. Gegenüber sah man die Rückseite einiger Ställe. Es war ein windiger Tag, und die Laden der Heuböden quietschten in ihren Angeln. Vor dem Hause Nr. 3 spielten drei winzige Kinder, ein viertes war in einem Stühlchen festgebunden. Auf Esthers Fuß erschien eine kleine, dicke Frau am Eingange der Küche. Eine schmutzige Schürze hing über ihren dicken Leib herab, und ihr fettes, braunes Gesicht war hoch oben auf ihrem Kopfe zu einem nachlässigen Knoten gewunden.

„Was wünschen Sie?“

„Ich komme wegen eines Kindes, das ich in Pflege geben will; Sie sind doch Mrs. Spires?“

„Ja, die bin ich; wer hat Sie zu mir geschickt?“

Esther sagte es ihr, und Mrs. Spires bat sie, die paar Stufen hinab und in die Küche zu kommen.

„Die Kinder, die Sie da oben spielen sehen, die habe ich nur tagüber in Pflege, während ihre Mütter ausgehen, um zu waschen und zu scheuern. Abends holen sie sie wieder ab. Dafür rechne ich nur vier Pence pro Tag. Aber dabei komme ich Ihnen nicht auf meine Kosten, denn man hat den ganzen Tag über auf die Würmer aufzupassen. Wie alt ist Ihr Baby?“

„Meines ist erst vier Wochen alt. Aber ich kann eine Stelle als Amme bekommen, wenn ich eine Unterkunft für ihn finde. Wollen Sie mein Baby in Pflege nehmen?“

„Was wollen Sie denn für ihn bezahlen?“

„Fünf Schilling pro Woche.“

„Bloß fünf Schilling, und als Amme werden Sie ein Pfund pro Woche bekommen; da können Sie für Ihr Kind mehr bezahlen.“

„Nein, ich bekomme nur fünfzehn Schilling die Woche.“

„Dann können Sie immerhin sechs Schilling zahlen. Wissen Sie, die Verantwortung, die man mit so 'nem Kinde hat, ist so schrecklich, daß ich's für weniger nicht übernehme.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gundermanns Glück und Ende.

(Schluß.)

Da geschah etwas in Polajewo, was viele schon hatten wachsen und näherkommen sehen, ohne es doch ganz so nahe zu glauben. Schon seit Jahren hieß es, daß im Laufe der Zeit endlich einmal eine Bahnlinie entstehen müsse, die von der Hauptstadt des Regierungs-

kreises aus über diese und jene Städte ginge, schließlich Polajewo berührte und bei der zwei Meilen entfernten Station den Anschluß an das andre Bahnnetz erreichte. Die Frage kam jetzt durch den neuen Landrat stärker in Fluß, es trat ein Komitee zusammen, der Abgeordnete wurde instruiert, die Petition beim Landtag eingereicht — kurz, alles gethan, was zu dem erwünschten Ziele führen konnte.

Wilhelm Gundermann zuckte höhnisch die Achseln, als er zuerst von dem Vorhaben erfuhr. Als die Bewegung Fortschritte machte, lachte er, aber er ballte die Faust dabei. Und als man ihn aufforderte, die Petition zu unterzeichnen, zerriß er statt jeder Antwort den Bogen.

Es half ihm nichts. Was langsam vom Fleck kommt, kommt schließlich doch auch zurecht. So geschah es mit der neuen Eisenbahn. Verschiedene Rittergutsbesitzer hatten sich verpflichtet, das nötige Land ohne Entschädigung herzugeben, die Einträglichkeit der Linie schien gesichert und eines Tages genehmigte der Landtag den Bau, mit dem gleich begonnen werden sollte.

Die Glode am Omnibus schrie und gelte statt ihres sonstigen Bimmelfns zu dieser Zeit durch die Straßen als wäre auch sie von Wut und Zorn ergriffen. Sie schrie morgens die Schläfer auf, sie klang hart und laut in das Mittagsmahl der Bewohner, sie erschreckte abends die Wüden. Wilhelm Gundermann hatte erst getobt, dann heißer vor sich hin gesagt, daß kein Wort davon wahr sei. Als er endlich den Bericht im Kreisblatt fand, stürmte er zum Landrat, zum Bürgermeister, zu Herodes und Pilatus. Ob man denn einen alteingesessenen Bürger mit Gewalt ruinieren, ob man ihn durch die verfluchte Bahn an den Bettelstab bringen wolle?

Jede Antwort fraß er in sich hinein; jede erhöhte seinen wilden Zorn. Es schien, als wollten sie alle gegen ihn kämpfen, als wollten sie alle ihm einen Streich spielen und sich an ihm rächen. Alle gegen ihn! Aber er auch gegen alle! Drohend schwang er die Peitsche. Noch war nicht aller Tage Abend, noch sah er auf seinem Omnibus! Er ward noch tödlicher, verbissener; das „Moische Rogers, hü!“ klang immer heiserer und zorniger; heftiger knallte die Peitsche.

Was ihn beinahe auffraß, war die Wut über seine Ohnmacht. Nichts — nichts konnte er verhindern. Er mußte zusehen, wie die Linie abgesteckt wurde, wie Hunderte von Arbeitern mit dem Unterbau, den Erdarbeiten begannen, wie die Schwellen und Säien gelegt, gesichert, verbunden wurden. Das Werk wuchs langsam, aber es wuchs. Wilhelm Gundermann sah es näherkommen wie etwas Unheimliches, wie ein Riesentier, das ihn verschlang, gegen das er kämpfen und das er vernichten mußte, denn es raubte ihm alles. Es raubte ihm die Hoffnung des Reichthums, vor deren Erfüllung er sonst bald gestanden hätte; es vernichtete ihm die Arbeit seines Lebens. Er durfte nicht daran denken, sonst schwanm es ihm rot vor Augen, sonst kam das böse Blut allmählich über ihn. Hartnäckig sagte er sich, daß im letzten Augenblick etwas geschehen würde, was die Gefahr abwendete, daß er einen Ausweg finden, das Riesentier besiegen müsse. Noch war ja Zeit . . . noch sah er ja auf seinem Omnibus . . . noch schaffte seine Goldgrube.

Die Bahn ging durch Felder und Wälder, dann zog sie sich den See entlang und überschritt an einer Stelle die Chauffee, um wieder im Walde zu verschwinden. Als die Dammaufsichtung hier an diesem Schnittpunkt begann, zitterte Wilhelm Gundermann am ganzen Leibe. Und immer, wenn er an dieser Stelle vorüberkam, peitschte er wild auf die Gasse los und jagte dahin, als gell' es Tod und Teufel einzuholen. Die Pferde wuhnten das schon und wurden unruhig, wenn sie sich der Stelle näherten; die Passagiere, die den Weg öfter machten und wie die Haringe aufeinandergeschüttelt wurden, merkten es auch bald.

Aber dem Damm wuchs und ward fertig, die Barrieren wurden herbeigeschafft, das Wächterhäuschen gebaut, und endlich kam auch die Nachricht, daß dieser Teil der Bahn am 1. Oktober eröffnet werden sollte.

Die ganze Stadt wartete darauf, was Wilhelm Gundermann thun würde, und freute sich insgeheim, daß er Gift und Galle spie. Kurz vor dem 1. Oktober löste sich das Rätsel. Die meisten waren enttäuscht, sie hatten wunder was erwartet und lasen statt dessen im Kreisblatt eine Annonce, in der Wilhelm Gundermann ankündigte, daß er die Preise um die Hälfte herabsetze. Das Bahnbillet 3. Klasse kostete sechzig Pfennig — Wilhelm Gundermann wollte aber schon für fünfzig fahren. Also ein einfacher Konkurrenzkampf. Die Einschichtigen schüttelten die Köpfe: hatte der Mensch, der mit seinem Rumpellasten der Bahn Abbruch thun wollte, denn noch seine gesunden fünf Sinne beisammen?

Man konnte die Frage wirklich aufwerfen. Haß und Wut hatten jede vernünftige Ueberlegung unmöglich gemacht. Und an dem Tage, an dem die Lokomotive zum erstenmal pfiß, als Blumenbekrängt der Zug zur Probefahrt abgelassen wurde, stürzte der Stallbursh schreiend auf die Straße: so tobte sein Herr. Der Rajende schlug alles kurz und klein, bis er erschöpft niedersiel. Aber als seine übliche Stunde gekommen war, sah er auf dem Omnibus, fuhr durch die Straßen, klingelte hell, höhnte und drohte. Man lachte oder lächelte, die Straßen waren leer, da die halbe Stadt sich um den Bahnhof drängte. Diesmal hatten die Pferde leichtes Ziehen. Niemand, der den Rumpellasten bestieg. So blieb es den zweiten, so den dritten Tag. Das Gesicht des Fuhrmanns sah seltsam verkniffen aus; es siel auf, daß er nicht mehr so laut war. Man schloß Betten, wie lange er das sinnwidrige Hin- und Herfahren noch durchführte, was er dann beginnen würde.

So kam der Sonntag. Der Sonntag war Wilhelm Sundermanns bester Tag von jeher gewesen. Dann war der Omnibus stets zum Brechen voll, mühsam schleppten die Gäule den schweren Wagen, ein Passagier saß fast auf dem andern, und wenn abends das blante Geld gezählt ward, funkelten die Augen vor Glück. Nur noch den einen Gedanken hatte Wilhelm Sundermann auch während der drei schrecklichen Tage gehabt — den Gedanken an den Sonntag. Der Sonntag mußte ihn retten, der Sonntag alle Verluste einbringen. Es kam noch dazu, daß gerade an diesem Sonntag ein Sängerefest in Polajewo stattfinden sollte. Und selbst wenn viele die Bahn benützten — für alle bot sie wohl gar nicht Raum. Die mußten dann zu ihm kommen!

Morgens war der Wagen leer. Er zerrte an dem struppigen Wadenbart. „Hi, Moische Koberz — die Säger kommen später!“ Mittags war der Wagen wieder leer. Er zog die Leine um die Hände, daß alles Blut daraus entwich. So kam er auf dem Bahnhof, nach dem er über ein Jahrzehnt dreimal täglich gefahren, an. Um zwei Uhr ging der Zug nach Polajewo. Früher fuhr auch er nicht ab. Die Säger, die dorthin wollten, mußten sich ja hier auf dem Bahnhof versammeln.

Schon standen hie und da festlich gekleidete Leute in Gruppen beisammen. Sie füllten bald den wartenden Zug. Desto besser! So war's gewiß, daß genug für ihn zurückbleiben. Zum erstenmal seit langem lachte er wieder höhnisch und heiser, als könne er sich dadurch an dem Riesentier rächen, es um zehn und zwanzig betrügen. Es stand massiv da, puffte, fauchte. Es schien ihm fast, als höhnte es ihn. Hoho, heut war das Höhnen an ihm!

Nun kamen die Säger, immer neue Massen daneben! Die Ernie würde reich werden! Schon gab es Gezant um Plätze, schon wurden Türen zugehalten, schon der Stationsvorsteher befürrt.

Jetzt war es Zeit. „Omnibus nach Polajewo! Fünzig Pfennig pro Person!“ schrie er laut und heiser. „Omnibus nach Polajewo“

Raum einer, der sich umfaß. Und geller, lauter tönte der Ruf. „Laufen die Moische Koberz noch immer?“ lachte jemand. „Omnibus nach Polajewo“ — es war jetzt etwas Wildes, daneben halb Aengstliches in dem Schrei.

Aber alles stürmte den Zug. Unmöglich, da ging doch niemand mehr hinein.

Schon wandten sich einige nach Wilhelm Sundermann um. Er rief immer heiserer, geller. „Wo steht der Wagen? Wann geht's los? Ich will mit — ich auch . . . ich auch!“

Da plötzlich die Stimme des Stationsvorstehers: „Nur ruhig, meine Herrschaften — der Anhängewagen ist schon da. Sie finden sämtlich Platz!“

Im Nu war Wilhelm Sundermann verlassen. Alles stürmte auf den neuen Wagen zu, der herangeschoben und mit dem letzten des Zuges ver koppelt ward.

Es schien einen Augenblick, als würde der Fuhrherr hintenüberschlagen. Dann nahm er seinen Ruf wieder auf — ein verzweifelter, furchtbarer Ruf. Man verstand ihn kaum mehr, die Stimme hatte alles metallische verloren. Es war mehr ein krampfhaftes, heiseres Röcheln.

Die Lokomotive pfiß, ein Rud ging durch die Wagen, Lachen und Geschrei tönte aus den Coupés, wie die Häringe gedrängt preßten sich Gesichter an die Scheiben — fort rollte der Zug . . . dem Sängerefest in Polajewo zu. . .

Krumm, den Kopf vorgehoben, die Hände geballt, die Arme zurückgedrängt, als wollte er sich auf einen Feind stürzen, hatte Wilhelm Sundermann das mit angesehen. Ein Schrei wie ein in der Mitte gebrochenes Wort — dann ein schauerliches Lachen.

„Schnaps zum Deibel . . . kennst Ihr den Sundermann nicht mehr?“ Wie ein Trunkener trat er in die Bahnhofswirtschaft.

„Die ganze Fuhr ist voll . . . der Mensch muß sich was leisten,“ schrie er und goß den Fusel hinab. Er forderte ein neues Glas, wieder eins, stierte vor sich hin, lachte. „Tod dem Riesentier . . . schlägt das Tier tot! — warum schlägt keiner das Tier tot?“

Er trank, als wär' er's gewöhnt, er konnte nicht genug kriegen. „Keiner wagt sich heran an das Tier!“ befahl er dann drohend. „Das Tier bleibt für mich!“

Die Stunden verrannen. Es ward dümmrig. Dem Bahnhofswirt wurde der Mann unheimlich. Er wollte ihn los sein, denn schon kam Publikum, das auf fällige Züge wartete.

„Sundermann! Freunden!“ Aber der Wirt erreichte seinen Zweck erst, als er sagte: „Die Fuhr ist voll . . . die Leute warten!“

Da kam dem Trunkenen seine Pflicht zum Bewußtsein. Er lief so schnell er konnte zu seinem Kumpelkasten. Die Pferde waren ausgeruht. Er nahm die Leine. „Hi, Moische Koberz!“ sagte er. Er schlief halb. Aber die Gäule kannten den Weg so gut wie er. So holperte der Omnibus dahin.

Im Walde ward Wilhelm Sundermann erst wieder wach. Er wachte noch kaum, was geschehen war. Es war so still hinter ihm, die Leute sprachen nicht. Nur im Wald immerzu ein Rascheln, die Blätter, die fielen. . . Wo war er denn? Es war alles schon dunkel, dunkle Nacht. War das die dritte Fahrt oder erst die zweite? Und plötzlich stand alles grell-deutlich wieder vor ihm. Seine Augen wurden stier. Er sah sich um: kein Mensch im Wagen, des halb Totentille! Alle hatte das Riesentier entführt: zum Sängerefest! Die Pferde schnaubten, der Wald hörte auf. Da war der Schnittpunkt. Ein Dröhnen kam aus der Ferne. War der Abendzug schon fällig?

Ja . . . ja . . . da hinten kam es an . . . das Riesentier . . . wie die beiden Augen funkelten und glockten, wie es durch die Totentille fauchte. Es höhnt, das Tier — es höhnt!

Rasend vor Wut springt der Fuhrmann auf.

„Machen Sie, daß Sie mübertommen, ich muß die Barriere schließen,“ schreit der Bahnwärter barsch.

Wilhelm Sundermann hört nicht.

„Hi, Moische Kober, hü!“ brüllt er heiser, die Peitsche knallt über die Gäule, er rast nur so hin, aber er rast nicht die Chaussee entlang, er rast auf den Bahndamm . . . dem Riesentier entgegen.

Die Pferde bäumen sich und schnauben, aber sie hören furchtbarer wie je das „Moische Kober, hü!“ Die Peitsche schlägt Striemen, sie rasen dahin, und trunken, sinnlos, halb getrümmt steht Wilhelm Sundermann vorn, heiser schreiend, peitschend. . .

Junmer näher kam das Riesentier, es faucht und glüht durch die Finsternis. . .

In wilder Angst drängen die Pferde zur Seite, den Damm hinab. Doch eine Riesenkraft hält sie in der Mitte, der Schaum flóat ihnen von den Mäulern, die Klanten zittern, aber sie rasen vorwärts.

Und Wilhelm Sundermann steht da mit verzerrtem, höhnischem, triumphierendem Gesicht. Die Augen sind ihm vorgequollen, aus dem offenen Munde läuft ihm der Speichel. . .

„Das Riesentier . . . Moische Kober —“

Ein furchtbarer, schleudernder Stoß, ein geller Ruf von der Maschine, gelbe Rufe des fernen Wärters, der mit ausgestreckten Armen, die Laterne schwingend, dem Zuge entgegenläuft. Die Lokomotive wird zum Stehen gebracht. Im letzten Augenblick hatte der rechte Gaul, der Rappe, mit wilder Gewalt über den Damm gedrängt. Den linken hatte die Maschine mit voller Kraft gepackt und sofort getódet, den Wagen zertrümmert, den Rappen mit halbem Stöße noch getroffen und dann zu Tode. Umweit von ihm, mit offenen, höhnischen Augen, aber tot und verstümmelt, lag Wilhelm Sundermann. —

Kleines feuilleton.

en. Vom Panama-Kanal. Trozdem in den letzten Monaten wieder so viel über den Panama-Kanal geschrieben worden ist, kam es mit Genugthuung begrüßt werden, wenn ein Sachverständiger alle auf dies wichtige Unternehmen bezüglichen Punkte übersichtlich zusammenstellt. Das ist geschehen in einem Aufsatz, den neulich die Pariser „Annalen der Geographie“ veröffentlicht haben. Zur Stunde sind etwa $\frac{2}{3}$ der Ausschachtungen des Kanals vollendet. Allerdings war die fertige Kanalstrecke seit Einstellung der Arbeiten durch die erste Panama-Gesellschaft teilweise wieder durch Pflanzenwuchs gelperert, aber dies Hindernis ist vor der Uebergabe an den neuen Unternehmer beseitigt worden. Die alte Panama-Gesellschaft scheiderte bekanntlich in der Hauptsache an zwei Schwierigkeiten, einmal an der Notwendigkeit, den Gebirgsrücken in einem Durchstich von 110 Meter Tiefe zu durchbrechen und zweitens an der Unmöglichkeit, des Chagres Herr zu werden, eines stürmischen Wasserlaufes, dessen der Kanal auf einem großen Teile seiner Länge unbedingt bedurfte. Auch der technische Ausschuß der neuen Gesellschaft hat zugeben müssen, daß hier eine Aenderung des Planes vorgenommen werden müsse, weil die unregelmäßige Schwellung des Flusses ein unüberwindliches Hindernis biete. Der Kanal muß eine Länge von 69 Kilometer erhalten oder von rund $74\frac{1}{2}$ Kilometer, wenn noch die ergänzenden Meereszufahrten zum eigentlichen Kanal zugerechnet werden. Das von der neuen Gesellschaft angenommene Projekt will den Kanal nicht, wie es früher beabsichtigt war, in Höhe des Meerespiegels, sondern in $20\frac{3}{4}$ Meter Höhe bauen, wobei acht Schleusen nötig sein würden. Es wird außerdem ein Staubecken am oberen Chagres bei der Ortschaft Abajuela geschaffen werden. Endlich müßte noch ein mächtiger Staudamm den Spiegel des Bohio-Sees, der auf der atlantischen Abdringung gelegen ist, zurückhalten. Wenn die französischen Berechnungen der Kosten auf diesen Plan angewandt werden, so würde der Kanalbau 512 Millionen Frank erfordern. Die Häfen Colon und Panama würden dann vorläufig in ihrem jetzigen Zustand belassen werden. Eine nahe Zukunft wird lehren, inwieweit die Regierung der Vereinigten Staaten die Grundzüge des Plans noch verändern wird. Im besonderen bleibt abzuwarten, ob der Vorschlag des Generals Serrell zum Bau einer unterirdischen Kanalstrecke durch die Cordillere als durchführbar anerkannt werden wird. Warum sich die Amerikaner für den Panama-Kanal und gegen den Nicaragua-Kanal entschieden haben, ist ganz begreiflich. Mit Bezug auf den letzteren fehlte fast jede Erfahrung, die vulkanische Natur des Gebiets und die dort häufigen Erdbeben schienen für den Bestand des Werks bedenklich und außerdem würden die Schiffe zur Ueberwindung des Isthmus dort 36 Stunden gebraucht haben, während der Panama-Kanal in zwölf Stunden passiert werden könnte; auch die jährlichen Unterhaltungskosten würden für den Nicaragua-Kanal dreimal größer gewesen sein. Damit sind noch nicht alle Nachteile des Nicaragua-Planes erschöpft. Es fehlten dort an den Enden auch genügende Häfen, vielmehr hätte man die Plätze Oroytown und Brito erst vollständig ausbauen müssen. Das Klima ist auch weit regenreicher als in der Gegend von Panama. Endlich wäre der Bau einer Eisenbahn eine Vorbedingung für den Kanalbau gewesen, während bei Panama schon seit einem halben Jahrhundert eine solche besteht.

Die Pariser Zeitschrift verbreitet sich dann noch über die vermuthliche wirtschaftliche Bedeutung des Panama-Kanals, der vielleicht im Jahre 1913 oder 1914 eröffnet werden könnte; dann wären gerade vier Jahrhunderte verflossen, seit Valboa von den Höhen des Isthmus zum erstenmal den Pacifischen Ocean erblickte. Die Vereinigten Staaten sehen einen besonderen Vorteil des Kanals in der engeren Verbindung des östlichen mit dem westlichen Teil ihres eignen Gebietes. Man macht sich davon bei uns wohl nicht überall die richtige Vorstellung, daß trotz der durchgehenden Eisenbahnlinien der Westen der Vereinigten Staaten wirtschaftlich mit dem Osten nur in einer losen und recht schwierigen Verbindung steht. Das Getreide und das Holz aus den Staaten Washington und Oregon, das nach den Häfen der Neu-Englandstaaten oder nach Europa bestimmt ist, geht nicht etwa mit der Eisenbahn nach New York, sondern zu Schiff um ganz Südamerika herum. Dadurch wird die Dauer des Transports etwa von San Francisco bis New York auf 130 Tage gesteigert, während sie bei Benutzung eines Kanals über den Isthmus von Panama auf 30—40 Tage verkürzt werden würde. Auch der Handel der Staaten an der pacifischen Küste von Südamerika, also von Chile, Bolivien, Peru, Ecuador und Kolumbien, würde eine Umwälzung durch den Kanal erfahren. Heute gehen die Ladungen von Salpeter, Guano, Kupfer, Silber, Kakaó gewöhnlich mit großen Hamburger Segelschiffen nach Europa. Dagegen empfangen Valparaiso, Callao, Guayaquil von Europa Eisen- und Stahlwaren, Werkzeuge, Branntwein, Kleidungsstücke usw. Schon 1899 erreichte dieser Handel 1770 000 Tonnen. Die Vereinigten Staaten haben bis jetzt keine Möglichkeit gehabt, gegen diese alte direkte Handelsverbindung zwischen Europa und den südamerikanischen Staaten anzukämpfen. Durch den Kanal aber würden New Orleans und New York einen Vorteil von 3000 Seemeilen im Verkehr mit den genannten Häfen haben, und für die Vereinigten Staaten würde die Aussicht, die südamerikanischen Pacificstaaten in eine wirtschaftliche Abhängigkeit von sich zu bringen, erheblich steigen. Welch ein Bild der Zukunft sich durch diese neu-geschaffenen Bahnen dem Auge der amerikanischen Imperialisten enthüllt, davon soll hier nicht die Rede sein. Man hat auch bereits auf ganz vernünftigen Grundlagen berechnet, welchen Verkehr der Kanal aufweisen würde, auch wenn nur der heutige Umfang der Schifffahrt zu Grunde gelegt wird. Die neue Kanalgesellschaft ist auf eine Ziffer von 5 001 798 Tonnen gekommen, und die Schätzung von Emory Johnson, der neulich im Bulletin der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft einen Aufsatz über die Handelsaussichten des Panamakanals veröffentlicht hat, bleibt mit 4 891 000 Tonnen nur unbedeutend dahinter zurück. Johnson verweist übrigens darauf, daß die Kanalgebühren verhältnismäßig gering sein müßten, niedriger als die des Suezkanals. Unter dieser Bedingung würde nach seiner Meinung schon bei der Eröffnung des Kanals mit einem Verkehr von sieben Millionen Tonnen zu rechnen sein. Der Suezkanal hatte 1902 eine Frequenz von 11 1/4 Millionen Tonnen aufzuweisen.

k. Der „Schatz der Inkas“ entdeckt? Eine merkwürdige Meldung erhalten Londoner Blätter aus New York: Die Zeitungen Westias berichten, daß nach jahrlangem Suchen der große verborgene Schatz der Inkas in Bolivia entdeckt worden ist. Der Schatz, der auf 64 000 000 M. geschätzt wird, wurde von einer Gesellschaft britischer und amerikanischer Ingenieure in Chayallana gefunden. Die Eingeborenen befinden sich in großer Erregung, denn sie glauben, daß noch ein Schatz im Werte von 120 000 000 M. zu entdecken ist. — Der verborgene „Schatz der Inkas“ ist, wie ein englisches Blatt zu dieser Meldung bemerkt, seit Generationen das Ziel zahlloser Expeditionen gewesen. Ueber den erstaunlichen Reichtum dieser indianischen Könige läßt die Geschichte keinen Zweifel, aber das Mißlingen zahlreicher Schatzgräber-Expeditionen ließ schließlich allgemein den Gedanken aufkommen, daß er von Pizarros spanischen Freiweibern sehr wirksam gespündert worden ist. Die Paläste und Tempel der Inkas und selbst die Gärten der Priester strahlten von Gold und Edelsteinen; aber zwischen 1532 und 1571, als die letzten Inkas hingerichtet wurden, wurden nicht nur die kostbaren Tempel von der spanischen Soldateska zerstört, sondern auch die Mumien ausgegraben und ihrer unschätzbaren Juwelen und des Schmuckes von gehämmertem Golde beraubt. Als Pizarro zuerst das Cajamarca-Thal betrat und das peruanische Heer in Bestürzung floh, geriet der Kaiser Atahualpa in Gefangenschaft; er erbot sich, als Lösegeld das Gebäude, in dem er gefangen gehalten wurde, mit Gold zu füllen. Ornamente von Tempeln und Palästen wurden gebracht und geschmolzen, und die Angreifer teilten Gold im Werte von etwa 80 Millionen Mark unter sich. Inzwischen vergruben im ganzen Lande Priester und Volk ihre Schätze, um sie vor den Händen der Eindringlinge zu retten, und manche wunderbare Legende von unerreichlichen Reichtümern, die in Kellern verborgen, in Fußbetten versteckt und tief in der Erde vergraben wurden, hat sich gebildet. Pizarros Leute fanden viel von diesen Schätzen, man glaubt zwischen 70 und 120 Millionen Mark. Unter der Deute befanden sich lebensgroße Statuen aus reinem Gold und Silber, goldene Vasen und Bilder, Waffen, Kästchen und seltsame Amulette aus Gold und Edelsteinen. Aber das wirkliche Dorado, die wichtigste Quelle des wunderbaren Reichtums, von dem die mit Gold bedeckten Paläste nur eine Ahnung gaben, und der die Habsucht der Spanier so erregte, war nie entdeckt worden. Cuzco, die Hauptstadt der Inkas, war es nicht, und Pizarros Halbbruder Gonzalo fand die Stätte

auch nicht auf dem östlichen Abhang der Anden, wo'n der Volksglaube sie verlegte. Ein amerikanisches Syndikat, der Führer Eli Harper war, brach im Jahre 1901 von New York nach Lima auf, aber man hat nichts seitdem davon gehört. Eine zweite Schatzgräber-Gesellschaft ging im Jahre 1902 von London aus. —

Technisches.

u. Nagelbare Steine. Jedermann weiß, wie schwer es oft ist, einen Nagel in eine Wand zu schlagen, drei- bis viermal muß man vergeblich beginnen, weil man statt des Mörtels den harten Stein getroffen hat, in den der Nagel nicht hineindringt, sondern an dem er sich, ohne Sicherheit zum Aufhängen von Gegenständen zu bieten, krumm biegt. Jetzt ist auch hierfür Abhilfe gefunden. Man fabriziert nämlich Steine aus einer Mischung von Bimsand und Cement, welche eine genügende Festigkeit und Härte besitzen, um als Teil des Mauerwerks Verwendung zu finden, andererseits aber ohne zu reißen, zu bröckeln oder zu zerpringen, sich gerade so gut nageln lassen, wie Holz. Solche Steine können also beim Bau des Hauses hier und da im Mauerwerk an Stellen, wo nach vernünftiger Erwartung angenommen werden darf, daß dort Nägel in die Wand eingeschlagen werden sollen, gleich mit vermauert werden. Natürlich muß man solche Stellen schon äußerlich genügend kennzeichnen, oder wenn sie etwa durch Tapeten oder Farbe verdeckt sind, muß man genau angeben, wo sich die dem Nagel zugänglichen Steine befinden. Dem äußeren Ansehen nach unterscheiden sie sich kaum von den gewöhnlichen, hartgebrannten Ziegelsteinen, denen sie auch in Bezug auf das Gewicht ähnlich sind. —

Humoristisches.

— Eine Anekdote von Schillers Sohn Karl wird in der „Frankfurter Zeitung“ erzählt: Karl v. Schiller, der württembergische Oberförster, war ein herzenguter, freundlicher Mann, wenn auch in geistiger Beziehung durchaus nicht der Erbe seines großen Vaters; nach seinem eignen Geständnis hielt er sich am liebsten da auf, „wo's nit weit zu einem guten Schoppen“ war. Mit Bezug darauf plauderte einmal Oberförster v. Schiller: „Mein Sohn, seh'n Sie, der ist zu groß und zu stark, hat gar zu viel Dragonermäßiges an sich, als daß er auch nur einen Zoll von seinem Großvater haben oder werden könnte. Da hab' ich noch mehr von ihm, wenigstens e Bisle von seinem Herzen. Aber ein nettes Stück von meinem Jungen muß ich Ihnen doch einmal erzählen. Als er noch'n Bub war, that ich ihn zu 'nem Präceptor in Kost, Zucht und Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Pöglingen ab und ladete dazu öffentlich ein und speciell die Eltern der Schüler. Einmal, denk' ich, mußt du doch auch hingehen und besuchte die Prüfung. Grad' als ich ins Zimmer tret', überhört der Präceptor die Duben lateinische Volabeln. Als er mich sah, natürlich, meint' er, besonders meinem Frey Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er fragt zwei, drei Volabeln, der Bub weiß se, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da fragt er wieder: „Silva“ (der Wald) und der Bub weiß es nicht, schant bedrücklich vor sich nieder; „na, Silva?“ wiederholte der Präceptor, „Silva? Schiller! Du weißt's, ich bin sicher; Du weißt's, Dein Vater ist ja oft d'rin und“ — auffährt der Bub' wie der Wlig, daß hat ihn auf die rechte Spur gebracht; und Feuer in den Augen, Freud' auf dem mageren Gesicht, antwortete er flugs und laut: „Ja, ja, Wirtshaus! Wirtshaus! Silva das Wirtshaus!“ Der Präceptor und alle die Leute, die da waren, meinten, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich, ich wußte mir vor Lachen nicht zu helfen, mußt' fort und ging dann natürlich in des Jungen Silva. — Vergeß' das mein Lebtag nit!“ —

Notizen.

— Das Schauspielhaus wird zwecks Umbaues von Zuschauerraum und Bühne von Ende April an auf sieben Monate geschlossen bleiben. Im Mai und in den ersten Monaten der kommenden Saison werden die Schauspielhaus-Vorstellungen bei Kroll stattfinden. —
 — Das frühere Ostend-Theater, jetzige Carl Weiß-Theater, soll vom 1. April ab ein „Bürgerliches Schauspielhaus“ werden. — man will in wechselnder Reihenfolge klassische und moderne Stücke, Trauerspiele, Lustspiele und Possen geben. —
 — Die einaktige Pantomime „Colombine“ von Erich Korn (in Berlin bereits mehrfach aufgeführt) wurde in Köln von der Censur verboten. —
 — In Wien will man dem Walzerkomponisten Johann Strauß (Sohn) ein Denkmal errichten. Wer dazu beisteuern will, hier ist die Adresse: Johann Strauß-Denkmal-Komitee, Wien I, Giselstraße 12 (Musikvereins-Gebäude). —
 — Rom bezieht seine Osterpalmen aus San Remo, Vor-dighera und Umgegend. Man bindet an der Riviera zu diesem Zweck den zweijährigen, oft schon haushohen Palmen die Krone dicht zusammen. Ende Januar löst man die Wände und hat nun zu obigem Handelszweck geeignete frische, goldgelbe und silberweiße Palmenblätter. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. März.